

Doppelt Brillant!

Zwei Filme des Regisseurs Brillante Mendoza haben auch in Deutschland eingeschlagen

Gabie Hafner (Kinatay) und Maïke Grabowski (Lola)

Vergangenen Sommer hatten deutsche Großstadtkinos endlich zwei Filme des inzwischen international gefeierten philippinischen Regisseurs Brillante Mendoza im Programm. Bekannt geworden ist der 50-jährige Mendoza in Europa durch diverse Preise, die er bei Filmfestivals gewann, mit dem Höhepunkt der Goldenen Palme in Cannes im Jahr 2009 für »Kinatay« (auf deutsch getötet). Aufgrund dieses Erfolgs wurde auch sein jüngster Film »Lola«, Großmutter, in deutschen Kinos gezeigt.

Feuilletonlesern war Mendoza bereits ein Begriff, denn auch deutsche Kritiker diskutierten Mendozas seine Methode des Filmmens kontrovers (siehe das Interview mit dem Regisseur). Mendozas Filmsprache ist gekennzeichnet durch eine dokumentarische Art der Kameraführung. Ausführliche Szenen in Echtzeit machen den Zuschauer zu einem Live-Beobachter unspektakulär-realistischer Alltagsszenen. Der Zuschauer erlebt auf diese Weise eine Art Exposure-Reise an die Film-Schauplätze, häufig Armenviertel Manilas.

Maïke Grabowski ist Koordinatorin des Aktionsbündnis Menschenrechte – Philippinen. Gabie Hafner ist Journalistin und Philippinenkennerin.

Lola – Verschlungene Wege im Moloch Manila

»Lola« heißt der neueste Film von Brillante Mendoza, der derzeit zum *Enfant terrible* des philippinischen Kinos gehört. »Lola« bedeutet »Oma«, im Zentrum des bildergewaltigen Films stehen zwei Großmütter, deren Leben sich ungewollt miteinander verbinden.

Die alte Dame, die am Beginn des Filmes inmitten von Regen und Sturm eine Kerze anzuzünden versucht, wirkt fragil und verloren und doch stark zu gleich. Sie hat ihren Enkel verloren, er wurde auf offener Straße ermordet.

Lola Puring, die andere Oma des Filmes, ist die Großmutter des Mörders, die nun versucht Geld für die Kautions ihres Enkels und eine außergerichtliche Einigung aufzutreiben.

Für die zurückgebliebenen Familien, in denen es keine Väter oder Mütter, sondern nur Großmütter und (Enkel-)Kinder zu geben scheint, bedeutet das familiäre Drama neben der Trauer auch finanzielle Not. Beide jungen Männer waren von großer Wichtigkeit für das wirtschaftliche Überleben ihrer Familien.

Für den Schmerz über das Schicksal der geliebten Enkel – der eine tot, der andere im Gefängnis – bleibt in den Müh(1)en des Alltags, die Mendoza minutiös nachzeichnet, keine Zeit. Die Trauer zeigt sich nur in den Zwischenräumen, in der Stille und im ewig präsenten Regen.

Das schwüle, unbequeme, ewig laute und feuchte Manila kann hier als Metapher für das harte Leben stehen, dass beide Familien führen. Hier geht es, auch im Angesicht des Todes, um die nüchterne Realität; darum, finanzielle Mittel zu beschaffen, für die Lebenden sowie auch das Begräbnis des Toten.

Die Kamera verfolgt den beschwerlichen Weg der alten Frauen, die in ständiger Bewegung sind, um die Hürden der Bürokratie zu überwinden, Geld aufzutreiben und das Weiterleben zu arrangieren.

Mendoza schafft es in seinem Film viele Aspekte der zeitgenössischen philippinischen Gesellschaft

Lola

Philippinen/F 2009, 115 Min.

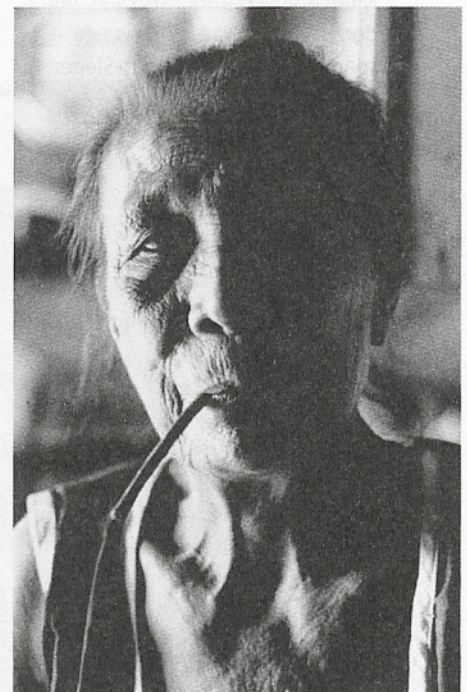
Regie: Brillante Mendoza

Drehbuch: Linda Casimiro

Darsteller: Anita Linda, Camille Solari, Jhong Hilario, Rustica Carpio, Ketchup Eusebio, Benjie Filomeno

Verleih: Rapid Eye Movies

filmbesprechung



»Lola« bedeutet »Oma« in den Philippinen.

Foto: Archiv

einzufangen, vor allem von Manilas Unterschicht. Er bietet dem Zuschauer ein Fenster an, auf Menschen, die an ein Leben in der Krise gewöhnt sind. Mendozas Kunst ist es, dabei nie in ein Sozialdrama abzurutschen. Vielmehr webt er Netze miteinander verknüpfter Lebenswelten und –realitäten und fängt somit viele Aspekte der Alltagskultur und Alltagsmühen ein. Die beiden Darstellerinnen Anita Linda und Rustica Carpio verleihen den beiden hochbetagten Hauptprotagonistinnen dabei eine Mischung aus Zähigkeit und Würde, die einen den gesamten Film über beeindruckt und gefangen nimmt.

**Kinatay –
Zum Davonlaufen realistisch**

Nachdem Mendozas »Lola« bei mir ein Feuerwerk intensiver Erinnerungen an Manila wachgerufen hatte und ich mit einem Hunger auf gebratene Bananen und dem Geruch von Tropenregen in der Nase irgendwie irritiert war, mich vor dem Kino doch wieder in der Münchner Fraunhoferstraße wiederzufinden, war ich umso gespannter auf den Cannes-Sieger »Kinatay«.

Die ersten Eindrücke sind ähnlich: auch hier der sympathisierende Blick auf die kleinen Leute, ein blutjunges Paar am Morgen seiner Hochzeit. Die beiden verlassen ihr Haus in Slippers, bringen den kleinen Sohn zur Tante in der Nachbarschaft, sie besteigen einen Jeepney. Hochzeit, wirklich richtig gehört? Es folgt keine pompöse Einkleidungszenne, kein Friseurbesuch, nur das kontrollierende Tasten nach dem Bargeld in der Hemdtasche für den Friedensrichter bestätigt dem Zuschauer: die beiden werden gleich heiraten. Die engste Familie wartet schon. Während der Zeremonie, die keine drei Minuten dauert, macht die entzückende Braut ihre Grübchen in der

Wange sichtbar. Und kein Zweifel, der gemeinsame Besuch im simplen Selbstbedienungsrestaurant, den der Patenonkel spendiert, ist wirklich für die ganze Familie in Ereignis, das dem Tag angemessen ist. Dies ist die faszinierende fremde Welt der armen Leute, eine gelungene soziologische Expedition, die als Familienfilm daherkommt.

**Gesellschaftsanalyse
per Gewaltdokumentation**

Doch Brillante Mendoza belässt es nicht bei diesem tiefen Einblick ins Armenviertel. Der frisch vermählte Ehemann Peping (gespielt von Coco Martin) hat neben seiner Ausbildung auf der Polizeischule einen Nebenjob in der breiten Grauzone der Legalität. Und ausgerechnet an diesem Abend ist der Job mit dem Schutzgeldeinsammeln bei Markthändlern noch nicht erledigt. Er soll noch mitfahren in dem dunklen Van zu einer »Operation«. Einen kurzen Moment hätte er noch, um abzulehnen, es ist immerhin sein Hochzeitstag. Doch schnell hängt er drin in dem Konflikt Geld oder Hunger, Gesetzestreue oder Mittäterschaft, Leben oder Tod. Der Zuschauer ahnt nicht mehr als die Hauptfigur von dem, was passieren wird, umso intensiver wird dieser Konflikt erlebbar. Die Tänzerin Madonna wird aus ihrem Klub mitgenommen, sie hat Schulden beim Boss, ist widerspenstig, vielleicht die Ex-Favoritin, nicht mehr ganz jung. Sie wird aufs Land gebracht in ein leer stehendes Haus. Die abgebrühten Gesichter der sechs Komplizen dieser Operation verraten: verständnisvolle Gespräche wird es nicht geben. Gewalt liegt in der Luft. Peping wird als ein Mitgefangener dargestellt. Seine Angst, seine kleine Hoffnung, doch mit sauberen Händen aus dieser Sache herauszukommen, sind dem Zuschauer

noch näher als die Angst des Opfers. Mendoza macht den Zuschauer zu einem Voyeur, der in dem Keller des Landhauses mit eingeschlossen ist. Die Frau wird vergewaltigt, sie wird getötet, ja zerstückelt. Die Kamera schwenkt nicht beiseite, kein Schnitt entlässt den Zuschauer in die Distanz. Ein paar Sitzreihen vor mir steht jemand von seinem Kinossessel auf und geht. Mir wird schlecht und ich fühle mich mies, als Zeugin, Komplizin. Ich bleibe sitzen. Ich weiß: solche Morde sind auf den Philippinen an der Tagesordnung, zu viele Opfer, die niemanden haben, der für Aufklärung sorgen könnte. Die Täter können sich sicher fühlen. Demonstrativ werfen sie bei der Rückfahrt in die Stadt die Leichenteile auf die Straße, auch den Kopf der Frau – eine Trophäe der Straflosigkeit, wie sie auf den Philippinen herrscht.

Und weil diese Operation, bei der Peping nur Handlangerdienste verrichten musste, seine Initiation in die Welt der harten Sachen war, wird das Ritual mit einem spendierten Essen beendet. Jetzt wird auch ihm schlecht. Aber die Jungs sind ja verständnisvoll. Er darf jetzt heim zu seiner kleinen Familie. Seine Frau steht am Herd um ein kleines Frühstück zu kochen, das Baby auf dem Arm. Peping wird nie wieder so selbstverständlich zu dieser heilen Welt gehören wie noch vor 24 Stunden. Er hat seine »Unschuld« verloren in dieser Hochzeitsnacht.

Und auch der Zuschauer verliert bei diesem Film irgendwie seine Unschuld als unbeteiligter Betrachter, es sei denn, er verlässt die Vorstellung rechtzeitig. Der Film beruht auf einer wahren Geschichte, die ein junger Polizeianwärter dem Regisseur Brillante Mendoza erzählt hat.

filmbesprechung